



Dass es dieses Symbol auf Facebook noch nicht gibt, löst bei unserem Autor einen schweren Brainstorm aus S. 22



Ach, die Mädchen

Maren Kroymann zog es als Professorientochter aus Tübingen ins linke Milieu Berlins und auf die Bühne. Dort feiert sie jetzt „50 Jahre Pubertät“ S. 23

Die Ratgeberin
Susanne Berkenheger

Früher oder später kommt die Muße, Newton sei Dank

Ba, ba, ba ... Träge auf dem Sofa rumhängend trällere ich vor mich hin und betreibe Muße. Wer hätte gedacht, dass ausgerechnet ich da so gut reinkomme. Vorgestern noch war ich ein moderner Mensch, hetzte am Rand des Burn-outs atemlos durchs Internet und entdeckte dort einen Muße-Propaganda-Artikel. Die Muße halte uns gesund und mache uns einfallreicher. Ohne Muße wüssten wir nicht mal was von der Schwerkraft. Nie wäre nämlich Newton darauf gekommen, hätte er nicht müßig in seinem Garten sitzend beobachtet, wie ein Apfel zu Boden fiel. Toll!

Sogleich will ich Newton nacheifern und flüchte mich vom Schreibtisch auf einen Sessel. Da sitze ich dann. Neugierig inspiziere ich mein Arbeitszimmer nach unentdeckten Naturgesetzen. Aber: Nichts passiert! Wahrscheinlich weil hier nirgendwo was runterfallen kann. Das bringt mich auf die Idee, alles umzustellen. Prima. Schon springe ich auf und ... stopp! Newton entdeckte die Schwerkraft, und ich schiebe Möbel hin und her? Da stimmt etwas nicht. Auch war ich nur 28 Sekunden lang müßig. „Wir müssen Muße erst wieder lernen“, sagt die Psychologin Iris Hauth. Dazu sollten wir uns in den Terminkalender einfach mal „Nichtstun“ eintragen.

Das mache ich. Morgen, Dienstag, zehn bis elf Uhr. „Nichtstun“. Mitten in der Kernarbeitszeit. Eine super Herausforderung. In der Tat: 24 Stunden später schleppe ich mich widerstrebend zum Sessel. Ich hätte echt Besseres zu tun, als hier rumsitzen. Aber gut, wer Naturgesetze entdecken will, muss Opfer bringen. Also: Muße, Muße, Muße.

Ich schaue auf die Uhr. Schon eine Minute Muße erlebt. Wichtig dabei ist, dass man sie ohne eine bestimmte Absicht angeht. Eben. Deshalb funktioniert es auch nicht, dass ich hier sitze und auf Erfolge warte. Ich muss freier werden. Einfach machen, was mir in den Sinn kommt. Vielleicht mal ... US-Serien streamen? Am helllichten Tag! Das wäre doch echte, schöne Muße. Aber: Experten sagen Nein! Fernsehen gilt nicht als Muße. War ja klar! Während der Muße müssen die Gedanken schweifen. Buch lesen? Ja, Buch lesen ist okay, wenn man zwischendurch hochguckt und schweift. Ich schnappe mir Muße von Ulrich Schnabel. Blättere. „Im Paradies der Nickerchen“, „Das Glück der Meditation“, okay, aber hier: „Vom Leerlauf zum Geniestreich“. Sehr gut! Mit dem Kapitel fange ich an. „Bestimmte Gehirnareale ...“, lese ich, und: Dring! Der Wecker läutet. Schon? Schon elf Uhr? Bin wohl eingenicke. Und das, obwohl ich doch morgen diesen Text hier schreiben muss! Um doch noch auf den Geniestreich zu kommen, verbringe ich den gesamten Abend im Leerlauf. Unnötig anzumerken, dass ich auch diesen Versuch komplett verschlafe.

Ungewöhnlich ausgeschlafen starte ich in den Mittwoch. So, jetzt los. Geniestreich, erscheine! Stattdessen aber schweifen meine Gedanken unkontrolliert durch die Gegend, elegant flutschen sie über den Terminkalender hinweg, in dem heute nicht „Nichtstun“, sondern „Kolumne schreiben!!!“ steht. Aber der Muße ist das egal. Sie lässt mich den Button für die Mußemusik drücken und zieht mich zum Sofa hinüber, wo ich dann, wie zu Beginn der Kolumne erwähnt, vor mich hin trällere: Ba, ba, ba ... Da kommt der Mann rein: „Bist du krank?“ – „Ne“, sage ich entrüftet, „das ist Muße. Muss doch gleich die Kolumne schreiben.“ Während er sich noch ein Bonmot überlegt, frage ich mich, wie ich jetzt aus dieser verdammten Muße wieder rauskomme.

„Wegen meiner klugen Brüder switchte ich ins Frivole“

Maren Kroymann war die Tochter aus gutem Hause und wurde dann als Komikerin bekannt. Ein Ausflug in zwei Parallelwelten



Ulrike Baureithel

Sie ist nicht mehr ganz jung, die Frau dort oben auf der Bühne, aber sexy. „I close my eyes and count to ten, and when I open them, you're still here“, singt Maren Kroymann, und das Publikum hört ihr gebannt zu. So wie sie das unverwundliche Lied von Dusty Springfield interpretiert, an diesem Abend in Berlin, kommt es daher wie eine Nachwehe jenes Frühlings in den 60er Jahren, als die Jugend niemals zu enden schien. Doch anders als die oxidblond aufgetuppte Dusty mit ihren weißen Rüschchenblusen und langen Abendröcken zeigt Maren Kroymann auf der Bühne in zeit-gleisender Robe Dekolleté und Beine. Mit ihrem Programm *In my Sixties* tourt die Sängerin und Kabarettistin durch die Republik und feiert „50 Jahre Pubertät“. Die Show ist voller böser und freundlicher Erinnerungen an ihre Heimat Tübingen.

Als ich Maren Kroymann ein paar Wochen später in einem Charlottenburger Café treffe, wirkt sie eher schulmädchenhaft, ist in ein bisschen erkältet, ungeschminkt und trägt verwuscheltes Blondhaar. Sie bestellt „den Zimt-Tee von neulich“. Man kennt sie hier offenbar. Eigentlich hätten wir uns schon vor einer Weile begegnen sollen, haben uns aber verpasst. Den Freitag lese sie schon ewig. Wäre doch schön, schickte sie mir nach einer Veranstaltung in einer Mail hinterher, wenn wir uns mal persönlich kennenlernen könnten.

Cindy, oh Cindy

Nun sitzt sie also hier, in einem weiten schwarzen Rock mit tiefen Taschen, viel braver als auf der Bühne. Ich kenne noch ihre Stöckelschuhrevue aus den frühen 80ern, inzwischen ist sie eine der wenigen Komikerinnen der Republik (*Nachtschwester Kroymann*), noch dazu eine irgendwie linke. Sie tritt gelegentlich in Fernsehspielen von Doris Dörrie (das sind die besseren) auf oder auch im ZDF-Herzokino. Wie passt das zusammen? Die politisch engagierte Künstlerin, die seit ihrem Coming-out Anfang der 90er Jahre in Talkshows als

Vorzeigebabe präsentiert wird, und die Sängerin und Schauspielerin, die sich auch im populären Genre tummelt, eine Neigung zum Schlager hat und gelegentlich auch zum Kitsch? „Ich bin in zwei Parallelwelten unterwegs“, hat Kroymann einmal erklärt und meint damit: Bühne und Fernsehen. Kürzlich war sie in der vierteiligen Serie *Eichwald, MdB* zu sehen, einer Politikcomedy, „keine Enthüllungsgeschichte“, wie Kroymann sagt. „Man sieht lediglich, wie sich Menschen im politischen Geschäft verändern.“

Viel hat bei Maren Kroymann mit dem Schwäbischen zu tun. Der Vater Professor in Tübingen, die Mutter Berlinerin, „so eine echte Großstädterin, die Marlene Dietrich verehrte“ und sich wohl eher schwertat mit der Provinz. „Als ich in die Grundschule kam“, erinnert sich Kroymann, „konnte ich kein Schwäbisch, da hat mich mal eine Mitschülerin verpöffen, weil ich einen schweinschen Zettel geschrieben habe. So ae verdorbes Mädele hanni no nie ghet“, schimpfte mich die Lehrerin aus.“ Das Mädele konnte sich nicht wehren, also lernte es schnell Schwäbisch. Das brachte ihr Glück. Maren Kroymann wurde die durchsetzungsfähige Pfarrersfrau an der Seite von Robert Atzorn in der Familienserie *Oh Gott, Herr Pfarrer* und damit populär. Diesem Engagement war ein Sketch von Kroymann vorausgegangen, in dem sie als Pfarrersfrau gegen „Negermusik“ wettort: „Der Presley, des isch net mei Musik...“

„Von Schwulen und Lesben wollten die Linken in den 70er Jahren nichts wissen“

Die „Negermusik“ bekam die 1949 geborene Kroymann über ihre vier älteren Brüder und den Ami-Sender AFN mit. Sie dagegen sang mit dem Dienstmädchen Hedwig Schlager – „Cindy, oh Cindy, dein Herz muss traurig sein, der Mann, der dich geliebt, ließ dich allein“ – und grenzte sich auf diese Weise vom bildungsbürgerlichen Musikgeschmack, vom Schul- und Kirchenchor, der Klavierstunde und klassischen Konzerten ab. „Das war etwas Freches. Und ich habe gemerkt, dass meine Eltern das nicht wollten, das war verpöht. Es war ein Feld, das ich besetzen konnte.“

Gleichzeitig fuhr sie noch regelmäßig mit ihrer Mutter in die Stadt, um „Stoffröcke“ zu kaufen. Denn Hosen für Mäd-

chen waren zu dieser Zeit noch undenkbar. „Wir waren ‚die letzten Braven‘, hat uns ein Lehrer später gesagt.“ Dass es „die Maren“ dann doch eher in die „halbseidene“ Welt ziehen konnte, zeichnete sich schon in Tübingen ab. Als Kind ging sie in die Ballettschule und übte neben den Sprösslingen von Müttern, die ihre Kinder zu Eisaufprinzessinnen machen wollten, an der Stange, obwohl rasch klar war, dass sie niemals Tänzerin werden würde. Als Studentin spielte Kroymann am Tübinger Zimmertheater „die kleine Sexbombe, die ich nicht war. Ich tanzte und sang ein bisschen und war irgendwie schon angefixt vom Showbusiness.“

Anfang der 70er Jahre zog es sie nach Paris. „Dort las ich mit den deutschen Studenten die Texte von Marx, wir vergruben uns in der Brecht-Lukács-Debatte. Ich merkte, dass ich keine Ahnung hatte, was in der Welt vor sich ging. Danach war klar, dass ich nur noch in Berlin leben konnte. Dort spielte, wenn auch zunächst noch diffus, die Frauenbewegung eine Rolle für mich.“ Ein Groupie der linken Männer wurde die Studentin der Anglistik und Romanistik an der Freien Universität allerdings nicht: „Dazu war ich viel zu brav, ich war ja die Einzige, die noch nicht entjungfert war.“

Sie engagierte sich bei den „Atzen“, der Aktionsgemeinschaft von Demokraten und Sozialisten, und im Sozialistischen Frauenbund. Bei dem linken Philosophen Wolfgang Fritz Haug wühlte sie sich, wie damals üblich, durch drei Bände *Kapital* und sang im Hanns-Eisler-Chor Arbeiterlieder. Kroymann fühlte sich dort geborgen, „obwohl mir schon bewusst war, dass es auch in linken Kreisen Anpassung gab. Von Schwulen oder Lesben zum Beispiel wollten die überhaupt nichts wissen“. Widerstandskräfte hat sie erst später entwickelt, als sie erlebte, wie Studenten aus den damaligen K-Gruppen ausgegrenzt wurden. „Da hatte ich das Gefühl, das ich mich dagegenstellen muss.“ Kroymann schmiss die Promotion hin – und lernte ihre Lebenslektion, „dass man nicht immer alles zu Ende bringen muss“. Im Eisler-Chor konnte sie hingegen auch politisch wirken. „Dort hatte sich auch auf meine Initiative hin zum 8. März eine Frauengruppe gebildet, die sich mit dem üblichen Programm nicht abfinden wollte. Wir stellten ein eigenes auf die Beine. Ich habe meine Schlager eingebracht, eine Baby-Schnulze von Marika Röck etwa, die ich mit dem §218-Thema kontrastierte. Ich merkte, dass man Dinge gegeneinanderstellen, sie ironisieren kann, damit sie zu sprechen beginnen und politisch nutzbar werden.“

Endlich Röcke

Aus diesen Erfahrungen entstand dann das „Stöckelschuh“-Programm, mit einem Klavierspieler von außen. „Ich hatte zum ersten Mal das Gefühl, etwas gefunden zu haben, bei dem ich alles einbringen kann, meine analytischen Fähigkeiten in Bezug auf Literatur, die ich auf Schlager übertragen habe, das Singen und das Schauspielern.“

Aber warum Stöckelschuh? Wegen ihrer Mutter mit Hang zum Mondänen? Nein, sagt Maren Kroymann, die trug nur ganz selten Stöckel, sie war ja eine arbeitende Hausfrau. Aber es kamen Gäste aus dem Ausland nach Hause, schicke Frauen. „Der Stöckelschuh, das war ein Abgrenzungssymbol meinen älteren Brüdern gegenüber. So wie das Halstüchlein und die roten Fingernägel, die unser Gast Mademoiselle Chatelet trug.“ Und er war eine Sozialisationsinstanz: In der Stöckelschuh-Revue werden die weiblichen Rollenbilder der 50er Jahre kritisch eingefangen. Die Volkshochschule Stuttgart, erzähle ich, habe Kurse angeboten, in denen Mädchen lernen, auf Stöckelschuhen zu gehen. Und aus Tübingen käme eine Finalistin des diesjährigen *Germany's Next Topmodel*. „Ach, Tübingen halt auf!“, amüsiert sich Kroymann. Und Stöckelschuh seien doch „sauunbequem“, da sei ein bisschen Hilfe schon nötig. In 15 Jahren würden sich die Mädels angesichts ihres Überbeins dann sagen: Das war's nicht.

Kroymann lässt sich nicht dazu verführen, über „die jungen Frauen“ zu lästern. Sie nestelt in ihren Rocktaschen herum, 30 Jahre lang hat sie nur Hosen getragen: „Ich fühle mich viel befreiter in diesem Rock, der doch wirklich figurbetont ist“, sagt sie und zwinkert mir zu. „Ich habe das Gefühl, postklimakteriell jetzt gut Röcke anziehen zu können. Die Zuschreibung von Weiblichkeit ist vorbei. Ich kann auf der Bühne sexy Abendkleider anziehen, Bein zeigen, ohne dass ich ein Geschlecht desavouiere oder die Frauenbewegung. Ich bin einfach zu alt, um die Tussi zu sein.“

dabei jeden denkbaren Fehler macht. Sie wurde ständig rot, kriegte Schwitzhände, „total peinlich“. Aber ist diese Rollenkehr nicht selbst schon wieder ein Klischee? „Natürlich. Aber es kommt darauf an, was wir damit machen, ob wir es zertrümmern und neu zusammensetzen. Und manche müssen anfangen, damit andere sehen, dass es so etwas gibt.“ Eine radikale Kämpferin ist aus der „braven“ Tübinger Schülerin allerdings nie geworden. „Ich war schon immer eher diejenige, die Harmonie stiftete, nicht Streit. Typisch weiblich. Vielleicht switchte ich auf der Bühne deshalb ins Frivole, da hatte ich das Gefühl, mit meinen gescheiterten Brüdern mithalten zu können.“ Mut bewies sie dann 1993 mit ihrem öffentlichen Coming-out im *Stern*: „Als ich mich als Lesbe outete, wusste ich, dass es schwierig wird. Ich dachte, ich kann das machen, weil ich keine Kinder habe und seit langem auch keinen Mann mehr, den das treffen könnte.“

„Meine Eizellen einfrieren? Als ich Anfang 40 war, wäre das super für mich gewesen“

Plötzlich landen wir beim Social Freezing. Was hält sie davon, Eizellen einzufrieren, bis man sie benötigt, um Kinder zu bekommen? „Das wäre super für mich gewesen. Ich hätte mir mit Anfang 40 schon vorstellen können, ein Kind allein großzuziehen“, sagt Kroymann. Sie habe sich mit ihrer Freundin sogar überlegt, eine Samenspende in Anspruch zu nehmen. Ist dann aber nichts daraus geworden. „Mein Bedürfnis nach Kind war wohl nicht groß genug.“

Jetzt bin ich etwas konsterniert. Die Feministin, die eine in meinen Augen zweifelhaft Technologie in Anspruch nehmen würde, um zu einem Kind zu kommen? Sie beruhigt mich: „Das Unternehmen wie Apple das Mitarbeiterinnen möglichst lange für die Firma produktiv zu machen, missfällt ihr auch.“ Aber ich finde es gut, dass die jungen Frauen einen Beruf haben und Karriere machen wollen. Und dann sitzen sie da und müssen auch noch perfekte Mütter sein, sich selbst optimieren und schön sein. Das ist Schönheitsdarwinismus.“

Frau vom Fach

In Deutschland ist sie eine Ausnahmeerscheinung. Maren Kroymann bewies mit der zwischen 1993 und 1997 ausgestrahlten Comedyserie *Nachtschwester Kroymann*, dass Frauen auch komisch sein können – was noch immer nicht selbstverständlich sei: „Kabarett, Satire, selber denken und witzig sein – das ist nicht euer Fach“, wird den Mädels gesagt“, erklärte sie anlässlich der Verleihung des Ehrenpreises des baden-württembergischen Kleinkunstpreises im April. Abgesehen von Anke Engelke, Barbara Schöneberger, Monika Gruber und

Carolyn Kebekus, „die optisch ins Bild passen“, sehe es armselig aus. „Wo sind die anderen schlauen, witzigen Frauen, die nicht blond sind, nicht dünn, die kurze Beine haben, graue Haare oder eine Brille tragen?“

In den vergangenen beiden Jahrzehnten wurde Kroymann immer populärer, mit Fernsehserien wie *Vera Wesskamp* oder *Klimawechsel* von Doris Dörrie und der Politserie *Eichwald, MdB*, mit *Krimis (Tatort, Bella Block)* und Fernsehspielen (*Schande*, 1999, *Die Frisusee*, 2010, *Der mir oder zu dir?* 2014). Der Fernsehfilm *Verfolgt*, in dem

sie eine Hauptrolle spielt, wurde 2006 beim Filmfest von Locarno mit dem Goldenen Leopard ausgezeichnet. In ihrem aktuellen Bühnenprogramm *In my Sixties* widmet sich Kroymann mit der Jo Roloff Band der Musik und dem Lebensgefühl der 60er Jahre (von 12. bis 14. Juni gastiert die 65-Jährige in der Bar jeder Vernunft in Berlin). Als bekennende Lesbe setzt sich Maren Kroymann für die Interessen von Lesben und Schwulen ein. Für ihr politisches Engagement wurde sie 2010 von der Landesarbeitsgemeinschaft Lesben in NRW geehrt. uba

Mit den besten Ärzten für Frauen und Männer!



www.tagesspiegel.de/shop
Bestellhotline (030) 290 21-520

TAGESSPIEGEL
HEUTE
KONZENTRIERT